

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

177 (31.7.1896) II. Blatt

Ausgabe:
Wöchentlich zweifach mal.
Abonnementpreis:
Hier jährlich:
in Karlsruhe 50 Pf.,
in das Haus gebracht: 2
Mark 80 Pf., durch die Post
ohne Zustellgebühr 2 Mark
50 Pf. Vorauszahlung.

Badische Landeszeitung.

Zustellgebühr:
Die Spaltige Kolonelle
über deren Raum 20 Pf.,
im Restamentelle 60 Pf.
Bemerkungen:
Anbennt gebliebene Einren-
dungen werden nicht aufbe-
mahrt und können nachträg-
liche Honorar-Ansprüche keine
Berücksichtigung finden.

Redaktion und Expedition: Kirchstraße 3.

Telephonanschluß Nr. 401.

Nr. 177. II. Blatt.

Karlsruhe, Freitag, den 31. Juli

1896

Amtliche Nachrichten.

Durch Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 18. d. M. ist folgendes bestimmt:

Bad. Infanterieregiment Nr. 14:
Asbrand, genannt von Vorbeck, Oberst und Kommandeur
obigen Regiments, in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit der ge-
sehrlichen Pension und der Erlaubnis zum Tragen seiner bisherigen
Uniform, zur Disposition gestellt.

Bad. Pionierbataillon Nr. 14:
Gaferrnals, Set.-Lieut., scheidet aus und tritt zu den Reserve-
Offizieren des Bataillons über.

S. R. S. der Großherzog hat dem Metzger Jakob Müller
in Altheim die silberne Rettungsmedaille verliehen. Expeditionsschiffent
Eugen Stolz in Mosbach wurde nach Karlsruhe versetzt; dem Haupt-
lehrer Hugo Schäfer an der erweiterten Volksschule in Karlsruhe
wurde die etatsmäßige Amtsstelle eines Reallehrers an der Präparanden-
schule in Gengenbach übertragen und derselbe mit der Vorlandchaft
an der genannten Anstalt betraut; ferner ist dem Zeichenlehrer Landboten
Arnold Ehret an der Ober-Realschule in Freiburg die etatsmäßige
Amtsstelle eines Zeichenlehrers an dieser Anstalt übertragen worden.

Konfession und Schuldenlast.

* Uns wird geschrieben:
„Der unter dieser Ueberschrift kürzlich in der „Köln.
Zeitung“ erschienene und von da in die „Badische Landeszeitg.“
übergegangene Artikel hat eine Frage angefnitten, die wohl
noch kaum bisher in der Öffentlichkeit erörtert worden ist,
trotzdem sie zu den interessantesten wirtschafts-philosophischen
Problemen gehört.“

Die wirtschaftliche Superiorität des Protestantismus ist eine
nicht zu leugnende Thatsache, die auch bei der im Jahre 1883
seitens der Großh. Regierung veranstalteten landwirtschaftlichen
Enquête zu Tage getreten ist, und die ihr geistiges Analogon
findet in dem höheren Prozentsatz der Beteiligung der Protes-
tanten am Schulbesuch der badischen Gymnasien (bei den Katho-
liken 46,4 Proz., bei den Protestanten 43,3 Proz., während die
gesamte Bevölkerung des Großherzogtums 62,3 Proz. Katholiken
und 35,9 Proz. Protestanten hat). Ähnlich auch im übrigen
Deutschland. Die wirtschaftliche und geistige Ueberlegenheit des
Protestantismus ist übrigens auch eine Thatsache der Geschichte.
Es ist bekannt, daß schon im vorletzten Jahrhundert in Frank-
reich das Sprichwort galt: „Reich wie ein Protestant“, und daß
vor der Aufhebung des Edikts von Nantes die Protestanten in
Frankreich als die Träger des technischen Fortschritts nicht bloß
in der Gewerbe, sondern auch in der Landwirtschaft galten. Durch
die Vertreibung der Hugonoten aus Frankreich und deren
Niederlassung in Amerika fand hier der Zinsfuß auf 2 Proz.
Daß Holland, welches im 17. Jahrhundert die wirtschaftliche
und politische Weltmachtstellung hatte, durch und durch „katholi-
sch“ war, fiel schon in jener Zeit auf. Bekanntlich ist auch
England rein protestantisch.

Die Annahme, daß die wirtschaftliche Ueberlegenheit des
Protestantismus durch eine lagere Einhaltung der Sonntagsruhe
oder durch die geringere Anzahl von Feiertagen zu erklären sei
(wie der Verfasser des Artikels in der „Köln. Ztg.“ glaubt),
wird durch die Thatsachen widerlegt. Jedermann weiß, daß ge-
rade in den protestantischen Gegenden unseres Großherzogtums
die Sonntagsruhe weit strenger beobachtet wird als in Katho-
lischen. So ist z. B. im sog. Niederrhein oder auf der Hardt die
Sonntagsarbeit strengstens verpönt und in einzelnen rein protes-
tantischen Dörfern wird sogar schon am Abend des Samstag
gefeiert. Gerade umgekehrt dürfte der moderne Sozial-
politiker in der strengeren Sonntagsruhe der Protes-
tanten einen nicht unwesentlichen Grund für die wirt-
schaftliche Ueberlegenheit dieser Konfession sehen.

Daß die paar Feiertage, die der badische Katholik im ganzen
Jahr mehr feiert, einen solch ungünstigen Einfluß auf die Wirtschaft
haben sollten, ist doch wohl kaum ernstlich zu glauben. Ebenso
bedarf die Annahme, daß „Schenkungen unter Lebenden oder
von Todes wegen zu frommen Zwecken in allen Fällen eine
Schwächung der blüherlichen Wirtschaft bedeuten“, einer starken
Einschränkung. Protestantische Gegenden, die sich durch aufsal-

lend hohe Gaben für milde Zwecke auszeichnen, stehen nach dem
Urteil maßgebender Beobachter, das auch durch die Denkschrift
über die Verschuldung der Landwirtschaft bestätigt wird, wirt-
schaftlich am günstigsten. Wir selbst kennen Bauern, die jährlich
hunderte von Mark zu milden Zwecken schenken, die jährlich
bis jetzt leistungsunfähiger geworden zu sein. Der Volksmund sagt
ganz mit Recht: Geben macht nicht arm. Und soll die „Erb-
folge“ einziger Grund für die wirtschaftliche und geistige
Ueberlegenheit der Protestanten sein?

Wie läßt sich nun diese ziffernmäßig feststehende
und durch nichts anzuzweifelnde Thatsache der wirtschaftlichen und
geistigen Superiorität des Protestantismus. Liegt die Lösung
auf dogmatischem Gebiet? Diese Frage liegt außerhalb der
Empirie und eine exakte Beweisführung ist deshalb unmöglich.
Vom anthropologischen Standpunkt aus hat der fran-
zösische Forscher D. de Lapouge in der „Revue d'Anthropologie“
(1887) den Versuch gemacht, die Verschiedenheit der Konfessionen
auf Rassenunterschiede zurückzuführen. Nach ihm ist „der Pro-
testant ein Langlopp; der Fortschritt ist dessen stärkstes
Bedürfnis; seine Intelligenz kommt in allen Graden vor und
bezieht sich individuell von der Schwere bis zum Genie. Es giebt
nichts, was er nicht zu denken oder zu wollen mag, und wollen
und ausführen sind bei ihm eins; seine unbegrenzte Kühnheit,
seine mächtige Fassungskraft, das Bewußtsein der Zusammen-
gehörigkeit seiner Klasse geben ihm die größte Anwartschaft auf
Erfolg“. „Der Rundlopp dagegen ist von Religion Katho-
lik; seine Ziele sind eng gesteckt; er ist sehr mißtrauisch; er
ist der Mann des Herkommens und des gesunden Menschenver-
stands; der Fortschritt erscheint ihm unnötig; er mißtraut ihm
und will bleiben wie jebermann; er betet die Gleichmäßigkeit an.“
Auch Otto Ammon weist in seiner „Natürlichen Auslese“ darauf
hin, daß die langloppige fränkische rechtsrheinische Pfalz, das
Sanauerländchen, sowie das alemannische Markgräflerland protes-
tantisch sind, während der rundloppige Schwarzwald katholisch
ist (vergl. auch dessen auffallende Ergebnisse bei der Messung
der Kopfformen in den katholischen Knabenkonvikten in Freiburg
und Tauberbischofsheim). — Zum erstenmal hat die deutsche
Reichsregierung den Versuch gemacht, bei der Berufs- und Ge-
werbezählung vom 14. August 1895 dem Problem des Zu-
sammenhangs zwischen Religion und Wirtschaft näher zu treten,
indem neben dem Beruf eines Jeden auch das Religionsbekennt-
nis erfragt worden ist. Es ist uns bis jetzt eine Veröffentlichung
dieser Statistik noch nicht zugegangen; doch steht außer
Zweifel, daß ganz außerordentlich interessante Resultate zu Tage
gefordert worden sind. Ob und inwieweit dadurch das obige
Problem gelöst werden wird, müssen wir abwarten.

Deutsches Reich.

Berlin, 28. Juli. Der internationale Sozia-
listenkongreß in London hat sich am Montag vor dem
Beginn der eigentlichen Verhandlungen zunächst mit der Frage der
Zulassung der Anarchisten befaßt. Herr Liebknecht hatte im „Vor-
wärt“ den Versuch gemacht, diese Frage als a priori dahin ent-
scheidend zu charakterisieren, daß die Anarchisten nicht an dem Kon-
greß teilnehmen dürften. Es lag ihm augenscheinlich viel daran,
eine Wiederholung der hierher Debatten hintanzubehalten, und
einen glatten Beschluß des Kongresses in seinem Sinne zu erzielen,
damit die deutsche Sozialdemokratie im stände wäre, mit ihrer
Berechtigung als bisher die geistige Verwandtschaft mit dem Anar-
chismus zu leugnen. „Wir halten einen Sozialistenkongreß, und
an einem Sozialistenkongreß haben die Anarchisten nichts zu
suchen“, deklarierte Herr Liebknecht vor einigen Tagen noch im
„Vorwärt“. Wir haben keine Gemeinschaft mit den Anarchisten“,
erklärte er weiter, „wir wollen keine Gemeinschaft mit ihnen.“
Und zwischen Sozialist und Anarchist kann nicht einmal mehr die
Gemeinschaft einer Diskussion bestehen. Der Londoner Kongreß
wird nicht mit den Anarchisten und nicht über den Anarchismus
diskutieren. Das ist ein längst überwandener Standpunkt.“ Die
apodiktische Bestimmtheit, mit welcher Liebknecht auf diese Weise
dem Kongreß seine Wege glaubte vorschreiben zu können, hat sich

als eine unbegründete Prahlerei erwiesen. Es hat am Montag
lange und heftige Debatten gekostet, bis mit 223 gegen 144 Stim-
men den Delegierten der Anarchisten die Zulassung verweigert
wurde. Dieses Ergebnis erscheint für die Anarchisten mehr noch
als nach den Ziffern durch den Umstand überaus günstig, daß
gegen 400 Delegierte der Abstimmung fern geblieben sind. Kon-
greßmitglieder, die sich der Teilnahme an der Entscheidung
entzogen haben, werden entweder etwas anderes gedacht
haben, als Herr Liebknecht, oder im Hinblick auf ihre
Mandatserteiler es geraten gefunden haben, nicht gegen die Anar-
chisten zu votieren. Jedenfalls ist der „erneute Beweis“ für das
Bestehen einer „scharfen Trennung“ nicht erbracht. Im Gegenteil
legt das Stimmverhältnis notwendig die Annahme nahe, daß
die Verbrüderung zwischen den beiden, dem gleichen Stamm
entstammenden umfährlichen Richtungen eher im Zunehmen als
im Abnehmen begriffen ist. Es wird dies noch wahrscheinlicher
gemacht, wenn man die Grundstellung der Engländer zu der
„Anarchisten-Frage“ in Betracht zieht, wie sie sich in einer Lon-
doner Zeitschrift an den „Vorwärt“ offenbart. Dort wurde bemerkt,
die alten Vorbilder der Anarchisten, die Malatesta, Melino, die
Krapotkin und Louise Michel seien „aus Propagandisten der
That“ zu reinen Propagandisten der Doktrin geworden, die von
der Sozialdemokratie eben nur ihre Staats- und Gesetzgebungs-
Gegner schaft trenne, und die Teilnahme der Anarchisten an dem
Kongreß wurde lebhaft als praktische, nicht als „dogmatische“
Gründen für nicht wünschenswert erklärt. Diesen Standpunkt
werden die englischen Vertreter auch auf dem Kongreß geltend
gemacht haben. Die Führer der deutschen Sozialdemokratie sind
daher nicht im stände, den Beschluß des Londoner Kongresses über
den Ausschluß der Anarchisten zu einem Merkmal prinzipieller
Scheidung zwischen Sozialismus und Anarchismus zu hampeln.
Uebrigens scheint in ihrem eigenen Hause ein anarchisches Seilett
aufgefunden worden zu sein. Der „Vorwärt“ berichtet nämlich:
„Die deutsche Delegation ist 46 Mann stark, bei der Prüfung der
deutschen Mandate wurden vier anarchische Mandate für un-
gültig erklärt.“ Die Bevollmächtigten dieser vier Delegierten stehen
doch wohl innerhalb der deutschen sozialdemokratischen Organisation.

Berlin, 28. Juli. An den Offiziersuniformen wird
etwas gar zu häufig da und dort wieder etwas geändert, ohne daß die
Zweckmäßigkeit der Änderungen für den Soldaten stets zu erkennen wäre.
So schreibt man der „Straß. Post“ von hier: „Die Obersten in
Generalshelmen tragen zu der Uniform der bisherigen Dienst-
stellung den Generalshelm mit weißem Haarbusch, bezw. den General-
shelm am Metallhelm der Kavallerie, der Pelzmütze der Infanterie,
der Fuchshaar der Ulanen, und zwar war der Adler stets in Silber, falls er
bisher vergolbt war. Diese verschmitzte Bestimmung ist nunmehr be-
seitigt und dahin vereinfacht worden, daß diese Obersten die Uniform
ihrer letzten Dienststellung ohne jede Veränderung der Ab-
zeichen tragen. Von den Fügeladjutanten wird, so lange der Be-
treffende nicht zum unmittelbaren Dienst beim Kaiser befohlen ist, nicht
die Adjutantenmütze, sondern die Leibschärpe oder Feldbinde getragen.
— Eine große Befriedigung ist in den Offizierskorps dadurch hervor-
gerufen worden, daß die bisherige Galahose von weißem Kaschi-
mir abgeschafft worden ist. Die Generale und Fügeladjutanten
haben überhaupt keine besondere Galahose mehr, sondern tragen fortan
auch bei Hofe die lange Generalshose. Dagegen ist für Infanterie und
Jäger eine neue Galahose eingeführt worden, welche der
Generalshose nur mit dem Unterschiede gleicht, daß die roten Streifen
neben dem Vortisch um einen Centimeter schmaler sind als bei der
Generalshose. Bei Gardebataillonen, Infanterie, Artillerie und Pionier-
korps, Eisenbahnbataillonen und der Leibschärpe ist auf der langen
Zuchhose zu beiden Seiten des Vortisches der für die Feldartillerie vor-
geschriebene Streifenbesatz von schwarzem Samt mit pomeranroten Vor-
schlägen auf beiden äußeren Seiten angebracht.“

Berlin, 29. Juli. Es ist wenig beachtet worden, daß die Ein-
führung der Stenographie in den deutschen Heere in diesem
Sommer Gegenstand einer Erörterung in der bayerischen Abgeordneten-
kammer gewesen ist. Die „Köln. Volksz.“ weist nachträglich auf diese
beachtenswerte Debatte hin. In der Forderung nach Erteilung von
stenographischem Unterricht an den Offizieren- und Kapitulantschulen
knüpfte sich insbesondere die nach Schriftlichkeit. Selbstverständlich wurde
in der Heimat Gabelsberger'sches System dieses Begründers der deut-
schen Stenographie als das geeignete bezeichnet. Der Kriegsminister
v. Aich gab entgegenkommende Erklärung ab. Sollte die Frage
der Einführung der Stenographie in die Armees unterrichtet werden, so
würde er bei der weiten Verbreitung des Gabelsberger'schen Systems in
Süddeutschland auch für Annahme dieses Systems unbedingt eintreten.
Die Stenographie habe in der Armees erfreulicherweise ziemlich weite
Verbreitung gefunden; für den dienstlichen Verkehr werde sie aber bisher
noch nicht angewendet. Er habe dagegen Bedenken. Es bestehe die Ge-
fahr, daß vielleicht wichtige Meldungen nicht mehr entziffert werden

Taijun.

In einem Taijun ist das deutsche Kanonenboot „Itis“ zu
Grunde gegangen. Der Taijun ist ein hauptsächlich in den chinesi-
schen und japanischen Meeren auftretender Wirbelsturm. Er kommt
zur Zeit des Wechsels der Monune von Juni bis November vor
und unterscheidet sich von den anderen Wirbelstürmen dadurch, daß
er gewöhnlich einen sehr kleinen Durchmesser hat. Der Taijun ist,
weil bei ihm alle sonstigen Vorzeichen eines herannahenden Sturmes
fehlen, für die Schiffe äußerst gefährlich.

Einer der schrecklichsten Taijune, der je erlebt wurde, war,
nach dem Werke „Von Ocean zu Ocean“ von A. v. Schweiger-
Bendensfeld, derjenige vom 22. zum 23. September 1874, der in
Hongkong und Macao die gewaltigsten Verheerungen anrichtete.
Im erstgenannten Hafen gingen allein 14 große Hochseefahrer
zu Grunde und 4 weitere scheiterten an der Küste, darunter der
große Postdampfer „Masta“; 15 verloren die Masten oder erlitten
andere Havarien, 6 verschwand spurlos. Im ganzen Bereiche der
Stadt, namentlich aber auf der Strecke zwischen City-Hall und
West-Point, sah man nur Ruinen. Alle Hafendämme, mit Aus-
nahme eines einzigen, wurden zerstört. Die materiellen Verluste
waren enorm. Fast alle Wohnungen wurden mehr oder weniger
beschädigt und die stärksten Bäume lagen geknickt auf dem Erd-
boden. Die Zahl der bei diesem Elementarereignis ums Leben ge-
kommenen Menschen schätzte die damaligen Berichte auf 2000 bis
5000. Die Bogen trieben durch Stunden unausgesetzt Leichen ans
Land. Mehr als die Hälfte der chinesischen Schiffsmannschaften
hatte das Leben verloren. Im Augenblicke, wo die Dampfer „Alban“
und „Venor“ mit ihren Mannschaften und Passagieren scheiterten,
schloß sich dem Schrecken dieser Nacht noch der einer Feuerbrunst
an. Zum Glück löschten die ungewohnten heftigen Winde und die
vom Himmel herabrauschende gewaltige Regenflut die Flammen in
kurzer Zeit wieder aus. Als der Tag angebrochen war, hätte man
glauben können, die Stadt sei durch ein Bombardement vernichtet
worden.

Womöglich noch ärger wütete der Orkan in Macao. Binnen
weniger Stunden wurde die Stadt in einen Schutthaufen verwan-
delt, ihr ganzer Wohlstand vernichtet. Am Abend des 22. Sep-
tember kündigten atmosphärische Symptome und der Stand des
Barometers an, daß sich etwas sehr Bedeutsames vorbereite. Zu-
dem war der Wind nicht stark, aber das Meer sehr erregt. Es

war noch nicht der eigentliche Sturm, aber man verspürte bereits
etwas von seiner Wut, wenn die Bogen sich auf die Küste wä-
ren. Der Wind blies aus Norden und nahm fortschreitend an Heftig-
keit zu. Um Mitternacht fing das Innere des Hafens an,
das Schaulpiel der Zerstörung darzubieten; die Vertiefungen und
Ankerbale zerfielen und im Nu lagen die vielen Dschunken in
einem wirren Haufen aufeinander und zerschellten. In demselben
Augenblicke scheiterte ein chinesisches Kanonenboot. In der Stadt
begannen die Häuser zu tanzen und die Fiegel flogen wie Spreu
umher. Trotz der gesteigerten Gewalt des Sturmes sank das Baro-
meter gleichwohl noch immer fort. Plötzlich sprang der Wind
nach Osten um. Von diesem Augenblicke an rollte die
See enorme Bogen, überschritt ihre gewöhnlichen Grenzen und
ging sich im Laufe der Praia-Gründe. Das Wasser brach in die
Häuser ein, die Quais wurden vernichtet, die schweren Granitsteine
bis zu den gegenüberstehenden Häusern geschleudert. Die Batterien
wurden demontiert und die Kanonen glitten auf dem wütenden
Elemente wie Federn hinweg. In derselben Zeit zerschellten viele
Dschunken, die gegen die Häuser geschleudert wurden.

In weniger als einer Stunde war das Zerstörungswerk voll-
bracht. Die Häuser standen unter Wasser und wurden von demselben
eingesenkt. An manchen Stellen gab es nur mehr einen
unförmlichen Haufen von Steinen und Ziegeln. Damit hatte die
Verheerung ihren Höhepunkt erreicht. Das Getöse der zusamen-
stürzenden Häuser, das Geschrei der Opfer und die wilde Flucht
der sich Rettenden, die von den Bogen verfolgt wurden, sowie das
wilde Brüllen des Orkanes und des Meeres: das alles vereinigte
sich zu einem furchtbaren Schauspiel. Plötzlich erhellte ein
unheimliches Licht den Himmel. In verschiedenen Teilen der
Stadt waren Feuerbrünste ausgebrochen. Vom Winde gepeitscht,
verbreiteten sich die Flammen in Lichtströmen über die größten
Plätze, alles verzehrend, was sie auf ihrem Wege fanden. Für die
Fliehenden gab es sonach eine dreifache Wahl der Todesart: durch
Wasser oder Feuer, oder unter den Trümmern der zusammenstür-
zenden Gebäude. Viele Personen, die sich in den entlegensten und
relativ sichersten Winkel ihrer Häuser verborgen hatten, sahen sich
plötzlich von der Lobe umzingelt und kamen — kaum gerettet —
elend ums Leben. Das Barometer fiel unter 686 Millimeter, und
die Wut der Elemente war unbefreiblich.

Endlich brach die Morgendämmerung herein und beleuchtete

die schreckliche Scene. Macao war nicht mehr; die Bogen trieben
ihre entsetzliche Spiel mitten in der Stadt, in den Ruinengassen,
in den zusammengebrochenen Gassen. Man hatte die Ver-
stellung, als sei die Küste ins Meer getaucht. Das Kriegsschiff
„Principe Don Carlos“ war 20 Kilometer (?) weit ins Innere des
Landes fortgetrieben worden und ging auf einem Reisefelde aus
den Fugen; auch das Kanonenboot „Camosin“ vollführte eine
ähnliche Landreise. Das neue Fort wurde vom Meere umschlo-
telt und die 120pfündigen Kanonen weite Strecken fortgeschleudert.
Als der Offizier, welcher im Fort kommandierte, die Wassermaßen
herauftrieb, sah, befohl er seinen Leuten, sich nicht von der Stelle
zu rühren; kein einziger ist entkommen. Bei Beginn des Taijun
waren im Hafen von Tapa 600 chinesische Dschunken verammelt,
nach Ablauf der Katastrophe zählte man nur mehr 14. Man fand
nachträglich das Wrak eines solchen Fahrzeuges mitten in den
Ruinen eines entlegenen Stadtteiles. Sämtliche Dörfer in der
Nähe von Macao wurden vom Erdboden hinweggefegt, und in
Tapa und Coloman zählte man allein 2000 Tote. In Macao war
die Zahl der Opfer selbstverständlich noch bedeutender, so daß nach
ungefähre Schätzung in dem Bereiche der Stadt allein bei 5000
Menschen ums Leben kamen, in Hongkong dagegen 7000.

In welcher Aufregung sich bei solchen Umständen selbst die wet-
terharten Seeleute befinden, geht aus der Schilderung eines andern
Seeoffiziers — des Reichsschiffstellers Josef Behner — hervor, der
an Bord der Korvette „Friedrich“ im Chinesischen Meer, kurz nach
der Katastrophe von Hongkong und Macao, gleichfalls einen gewaltigen
Taijun erlebt hatte. Nach vorausgegangener Schilderung des
sich mächtig entwickelnden Unwetters, schreibt unser Gewährsmann:
„Auf der Kommandobrücke konnte man sich nur mit großer Kraft-
anstrengung halten, es war die Möglichkeit, einfach wegzufallen zu
werden, nicht ausgeschlossen. So wurde es 5 Uhr morgens, als bei
einem der grellen Winde die Ausluger vorne im See einen schwar-
zen Punkt bemerkten. Er wird sofort bemerkt, aber in der Finsternis
vermochte man nicht wahrzunehmen. Bald darauf bemerkte man
einen leichten Schein in der angebeuteten Richtung, aber auch er
verschwand. „Nein, es ist nichts“, so heißt es, „in der Finsternis
taucht man sich sehr leicht, und dann: bewegen sich nicht in jedem
Momente tausend Wellen mit riesigen weißen Kammern?“

Plötzlich rufen die Ausluger: „Ein grünes Licht vorne Steuer-
bord!“ Es ist also ein Schiff, das uns entgegenkommt. Das

